

Vjekoslav Bajsić

Christliche Gemeinschaft — ohne Gruppenegoismus

Wie kann in einer „nach-christlichen“ Gesellschaft die Botschaft des Evangeliums verkündet und eine christliche Gemeinschaft aufgebaut werden? Nach Bajsić nur auf Grund einer echten christlichen Liebe zu den Mitmenschen, einer Liebe, die sich von Vorurteilen gegenüber anderen Menschen, Gruppen, Volksgruppen, Konfessionen usw. zu befreien sucht und die sich immer neu an der Bergpredigt orientiert.
red

Es ist etwas Charakteristisches für das innere Leben der Kirche, daß während des II. Vatikanischen Konzils und in der darauffolgenden Zeit der Zug zur Gemeinschaft in der Kirche sehr stark zur Geltung kam. Obwohl sich die Dinge inzwischen bereits etwas gesetzt haben, ist das Suchen nach einer echten Gemeinschaft noch immer lebendig. — Ich möchte nicht auf die verschiedenen Formen dieser Versuche eingehen; sie sollten hier nur als Anzeichen eines Bedürfnisses erwähnt werden.

Diese Bemühungen sind nicht bloß als Inspirationen und nützliche Initiativen anzusehen, sondern sie zeigen sich, wenn man sie vom geschichtlichen Standpunkt her betrachtet, geradezu als Notwendigkeit des Augenblicks.

Wir leben in einer Situation des geschichtlichen Umbruchs in der Kirche, der durch die sehr veränderte Lage der Kirche in der Gesellschaft eingeleitet wurde. Damit sind auch die Beziehungen einzelner Gläubigen, die in dieser Welt, in ihren gesellschaftlichen Gestalten und Gruppen leben, zur Kirche, zu den Mitchristen und zu anderen Menschen in Umbruch geraten. Es handelt sich dabei nicht um etwas Absonderliches oder Unerwartetes, obwohl uns die Geschehnisse oft recht unvorbereitet finden, da sich diese Umbruchsituation bereits seit einigen Jahrhunderten mit eigener innerer Logik vorbereitetete.

Worin besteht dieser Umbruch?

Es gibt zahlreiche soziologische und kulturelle Analysen, die nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt haben, auf die wir aber hier nicht eingehen können. Wir möchten eher von der Stellung des Gläubigen (oder des noch nicht Gläubigen) in der heutigen Gesellschaft ausgehen. Dieser sucht ja eine neue Gemeinschaft und Gemeinsamkeit in der Kirche.

Die entscheidende Veränderung — die für verschiedene Schichten und in verschiedenen Gegenden verschieden spät auftritt — geht von einem gesellschaftlichen Zustand, in dem es selbstverständlich war, ein Christ zu sein (in einer sehr weiten Bedeutung), über in einen anderen Zustand, wo dies nicht mehr selbstverständlich ist.

In einer Gesellschaft, in der es selbstverständlich war, zur Kirche zu gehören, geschah die Eingliederung in die Kirche einfach durch die allgemeine Sozialisation des Kindes in die Gesellschaft. Die Evangelisation wurde hauptsächlich von diesem gesellschaftlichen Mechanismus getragen. Heute funktionieren diese Automatismen, was die christliche Botschaft betrifft, in immer begrenzterem Ausmaß. Von den einzelnen Christen wird immer mehr an persönlicher Entscheidung und persönlicher Motivation verlangt.

In einer Gesellschaft, in der alle ihre Glieder als Christen zu gelten hatten, nahm die Kirche gerne eine staatsähnliche Form an; sogar ihre Vorstellungen vom Jenseits waren von diesem Bilde geprägt. Das Jenseits und die Kirche, die es auf Erden darstellt, traten vor dem Menschen als einfache Gegebenheiten auf, die von ihm zwar Entscheidungen bezüglich seines Lebens verlangten, aber von ihm als dem Mitglied dieser Gesellschaft nicht wählbar waren. So befand sich ein solcher Christ gegenüber der Kirche in der Lage eines Staatsbürgers gegenüber seinem Staat, dem er einfach durch die Geburt von vornherein angehört.

Wie der Staat um der eigenen Stabilität willen von seinen Untergebenen ein Minimum an Beobachtung eigener Gesetze verlangt, so tat es auch die Kirche. Solange die Menschen sich noch nominell zur Kir-

che bekannten, ihre Obrigkeiten achteten und jenes — oft äußerliche — Minimum an Pflichten beobachteten, war das Fortbestehen der Kirche als einer allgemeinen gesellschaftlichen Gegebenheit gesichert. Für einen solchen Bestand der Kirche war es von untergeordneter Bedeutung, wie sich ihre Mitglieder zueinander verhielten. Wie die Geschichte lehrt, führte man Kriege gegeneinander und unterdrückte sich gegenseitig, man lebte nach dem oder gegen das Evangelium, war über den Glauben gut oder schlecht unterrichtet; das alles war für das Heil des Einzelnen wichtig, aber solange man die Allgemeingültigkeit des gesellschaftlichen Anspruchs der Kirche nicht antastete, konnte sie der eigenen Dauer sicher sein. Man brauchte sich um einen besonderen Gemeinschaftsgeist unter den Gläubigen nicht zu bemühen.

Heute, da das Christentum nicht mehr eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit ist, da nicht alle Menschen in unseren Breiten Christen sind, und auch kaum ein gesellschaftlicher Zwang in dieser Hinsicht besteht, kann man ohne viel Schwierigkeiten einsehen, daß jenes Minimum an christlichem Verhalten und christlichen Vorstellungen viel zu wenig ist, um der Kirche den Bestand als einer Gemeinschaft zu sichern, geschweige denn als eine Kraft der Evangelisation zu wirken. Die Migration und Entwurzelung, die Beweglichkeit des Lebens, die Offenheit gegenüber allen Einflüssen bewirken, daß das Christentum als eine allgemeine „Landessitte“ langsam verschwindet, zuletzt als Spuren kaum mehr verstandener Gebräuche und Kindheitserinnerungen. Die Großväter lebten (vielleicht als Bauern) noch in einer Welt des gemeinsamen christlichen Brauchtums, die durch die Tradition der Großfamilie und der örtlichen Gemeinschaft gesichert war. Die Väter, die in die wachsende Stadt auswanderten, haben oft keinen persönlichen Anschluß an den Priester mehr, obwohl sie dort, wo es ihnen am besten gefällt, noch eine Kirche besuchen. In einer heterogenen Umgebung können sie nicht mehr die selbstverständliche Atmosphäre des dörflichen Christentums erhalten. Ihre Söhne, die sich oft als geschulte Genera-

tion den Vätern überlegen fühlen, können mit den Formen des väterlichen Glaubens in ihrer Umgebung meist nichts anfangen, und wenn sie keinen persönlichen Zugang zum Glauben finden, werden sie indifferent, vielleicht mit einem sentimentalsten Rest gegenüber gewissen Kindheitserlebnissen. Die Enkel, oft weit weg von den Wurzeln der Tradition, taufen ihre Kinder nicht mehr. — Es muß natürlich nicht immer so gehen, aber das ist der Trend. Der stetige Niedergang der geistlichen Berufe ist zugleich eine Folge und eine der Ursachen dieses Verlaufs.

Folgerungen

Die erste Folgerung aus dieser Meditation wäre der Schluß, daß eine Pastoral, die auf die Vorstellung der Kirche als eines Staates eingestellt war, heute unzulänglich ist; auch ist die Überzeugungskraft des „christlichen“ Weltbildes, d. h. der Vorstellung von der kosmischen und metaphysischen Wirklichkeit, die eine Unterordnung unter die christlichen Lebensnormen logisch erzwingen würde, praktisch nicht mehr vorhanden. Die Wahrheiten über Gott, über Himmel und Hölle sind angesichts vieler anderer Meinungen über den Menschen und dessen Schicksal nicht von selbst fähig, die Zustimmung vieler zu erlangen. Es ist übrigens eine Frage, ob sich eine echt christliche Gemeinschaft auf solche Weise aufbauen läßt, da dies ja eine Situation wäre, wo sich der Mensch in einer schon gegebenen Wirklichkeit vorfindet, ob sie ihm paßt oder nicht, der er sich dann durch ein Minimum an Rollenspiel unterwirft, weil es ja anderes nicht gibt. Auf diese Weise wird dem Menschen kaum eine solide Motivation zu einem Leben mit den anderen Menschen vermittelt, das er als besser als alles andere erleben würde. Denn nur das kann ihn heute eher in diese bestimmte Gemeinschaft als in eine andere führen.

Christliche Liebe als Basis für eine christliche Gemeinschaft

Christliche Gemeinschaft kann also, wie es scheint, heute nur auf Grund einer echten

christlichen Liebe zu den Mitmenschen aufgebaut werden. Dazu sind jedoch die meisten Gläubigen bzw. jene, die sich so nennen, zu wenig informiert und erzogen. Und zwar deshalb, weil man es früher gar nicht für nötig hielt, gewisse Gebote Christi, die das christliche Mitsein regeln, genügend zu erklären und zu urgieren. Es gibt Gebote, wie sie besonders in der Bergpredigt verkündigt werden, die heute für eine wirkliche kirchliche Gemeinschaft konstitutiv sind, während sie früher vielleicht nur als höchste Vollkommenheitspraxis für den strebsamen Einzelnen angesehen wurden.

Es ist eine entscheidende Frage, warum eigentlich eine Gemeinschaft von Christen zusammenhält. Leider ist heute das christliche, evangelische Moment als Grundmotivation dieses Zusammenschlusses oft schon längst verschwunden. Der Christ lebt auch als Mitglied vieler anderer Gruppen, angefangen von der Familie, der Nachbarschaft bis zur Arbeitsgemeinschaft und der Nation. Diese letzte ist, besonders nach der französischen Revolution, als die wichtigste Kraft der Gemeinschaftsbildung hervorgetreten und ist auch heute noch eine der bedeutendsten Motivationen. Gerade ihr gegenüber zeigt sich oft die ganze Schwäche der christlichen Motivation für die Menschen. Sonst wäre es unbegreiflich, daß die Christen, in so vielen Kriegen von der nationalen Idee und den nationalen Interessen besessen, ruhig aufeinander schossen. Auch die heutige Lage der christlichen Fremdarbeiter, die sich um ihre nationalen Zentren sammeln oder sammeln müssen und von den einheimischen Christen eher als Fremde betrachtet werden, ist ein beredtes Zeugnis.

Zuwenig christliche Motivation in den verschiedenen Gruppen

So muß man leider feststellen, daß das Christentum oft höchstens ein charakteristisches Merkmal gewisser Gruppen und Gemeinschaften ist, die sich nach einem anderen, stärkeren Prinzip zusammenschließen.

Die Gruppen besitzen jedoch ihre natürliche Struktur und Logik. Die Gruppe ist

ohne weiteres ein *bonum commune* des Menschen: Er versteht sich gut mit den anderen Gliedern der Gruppe; in der Gruppe findet er Schutz und Heimat. Oft geht auch seine Individualität mehr oder weniger in der Gruppe unter. Das Charakteristische der Gruppe ist, daß sie sich als allein im Recht betrachtet, daß man das Gruppenmitglied, „den Nächsten“, liebt, mit ihm solidarisch ist, und das Mitglied der fremden, konkurrierenden Gruppe als den Fremden empfindet, ihm mit Antipathiegefühlen begegnet, ja ihn haßt. Es ist eine tragische Tatsache der christlichen Geschichte, daß man auch als Angehöriger einer christlichen Gruppe oft diesem natürlichen Automatismus anheimfiel und die anderen Menschen als Angehörige anderer christlicher oder unchristlicher Gruppen haßte, was gerade den fundamentalsten Prinzipien des Christentums entgegenlief. Es genügt hier, an die getrennten christlichen Kirchen zu denken.

Wie baut man eine christliche Gemeinschaft auf?

Aus alledem ist es klar, daß heutzutage, wenn es eine christliche Gemeinschaft aufzubauen gilt, diese Gemeinschaft praktisch ganz von neuem, von Grund auf gebaut werden muß, daß man sich nicht mehr mit einer Gemeinschaft begnügen kann, die, aus welchen Gründen immer, eine Gemeinschaft und dabei irgendwie noch „christlich“ ist.

Die christliche Gemeinschaft ist keine natürliche Gruppe, in der unter anderem auch gewisse Elemente der christlichen Kultur oder der christlichen Weltanschauung den Zusammenschluß vermitteln, sondern eine Gruppe *sui generis*. Da sind zunächst die Einzelnen, die einzeln vor Gott stehen, die sich als Kinder des Vaters im Himmel betrachten, denn „er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,45); die sich also in der Gruppe nicht aus dem natürlichen Bedürfnis, sondern als Verkünder und Erzeuger neuer Verhältnisse zu den Menschen und unter den Menschen befinden.

Die ganze Menschheit als die „Gruppe Gottes“, unseres Vaters

Was Jesus in der Bergpredigt verlangt, ist der neue Mensch auch in seinen Mustern des täglichen Gruppenverhaltens. Die Christen als Kinder Gottes dürften eigentlich nur eine einzige Gruppe, die der Menschheit, anerkennen. Es gibt für den Christen kein „wir und die anderen“ mehr, sondern nur das Bewußtsein, daß alle zu uns gehören. Das Gebot der Feindesliebe gilt ja nicht bloß für den individuellen Feind, was jede Gruppe im Interesse der eigenen Festigkeit billigen wird, sondern wohl auch für den Gruppenfeind, wie unmöglich sich das auch anhören mag.

Da sind wir an einer Stelle angelangt, wo es sehr deutlich wird, wie schwierig es ist, wirklich Christ zu sein, und welch große religiöse Reife dabei verlangt wird. Andererseits müßte es gerade heute mehr denn je klar sein, daß die Welt keinen anderen Ausweg aus ihren Problemen hat, als in dieser Richtung.

Der erlebte Wert des anderen Einzelmenschen in einer wirklich christlich motivierten und wirksamen Gemeinschaft über jede anderweitige Gruppenangehörigkeit hinaus könnte eine wesentliche Bereicherung des menschlichen Mitseins bedeuten, wenn man dem Menschen in eigener Offenheit erlaubt, sich zu öffnen und Vertrauen zum Mitmenschen zu fassen. Dann wäre aber eine solche Gemeinschaft auch eine fühlbare und sich selbst beweisende Verwirklichung dessen, was geglaubt wird, die Tatsache des Reiches Christi.

Das sind natürlich zunächst Wünsche, und das Ganze mag als eine Utopie klingen. Es kann sich jedoch nichts bewegen, wenn die Ziele verschwommen sind. — Eines der wichtigsten Ziele ist der Abbau des Gruppenegoismus, dem wir einige abschließende Gedanken widmen wollen.

Was kann man gegen Gruppenegoismus unternehmen?

Wenn man sich fragt, was man eigentlich gegen Gruppenegoismus — der ärger ist, als jeder individuelle Egoismus, denn dieser wird wenigstens verbal verpönt, jener

aber von der Gruppe als Tugend gelobt — unternehmen kann, dann befindet man sich vor fast unüberwindbaren Schwierigkeiten. Denn wenn man einmal in einer Gruppe und ihrer Eigenart Zuflucht gefunden hat und sich mit der Gruppe identifiziert, dann ist man psychologisch fast nicht mehr imstande, diese eigene Haltung der Kritik zu unterziehen; man hat kein Ohr mehr zum Hören. Vom Christentum wird dann eventuell das ausgewählt, was sich als Bestätigung der eigenen Hingabe an die Gruppe und ihre Zwecke ergibt. Das Übrige, oft das Wichtigste, wird überhört oder nicht verstanden, wie die Apostel es mit den Worten Christi vom Himmelreich taten, die sie immer wieder im eigenen Sinne auffaßten, fast bis ans Ende. Noch die letzte Frage an Christus vor seiner Himmelfahrt betraf die Zeit, wann „das Reich für Israel wieder“ aufgerichtet werde (Apg 1,6). Wenn man in einer Umgebung lebt, wo verschiedene kulturelle oder nationale Gruppen mit ihren geschichtlichen und gegenwärtigen Frustrationen und den überkompensierten Träumen von künftigen „Reichen“ sich auseinanderleben, erfährt man diese Taubheit fast jeden Tag auf schmerzlichste Weise.

Mangel an „Gruppenaskese“ und Selbstkritik

Das traditionelle Christentum besitzt eine Menge individueller Verhaltensregeln, eine individuelle Askese. Von einer „Gruppenaskese“ hört man wenig, obwohl die Gruppe keine bloße Summe der Individuen ist. Die Kritik des konkreten Gruppenverhaltens ist eine recht problematische Sache, da man sich dadurch fast automatisch ausgeschlossen findet. Auch im Christentum ist die Verhaltenskritik dem Individuum gegenüber im Namen der Gruppe meist willkommen, die Kritik am Verhalten der Gemeinschaft wird meist als Verrat angesehen.

Es ist andererseits verständlich, daß es un-
gemein schwierig ist, eine wahrhaft christliche Gemeinschaft quer durch die vorhandenen Gruppen aufzubauen, die jeder Prüfung standhalten sollte, da es meist an der unmittelbaren Motivation zu solcher Ge-

meinschaft fehlt. Man weiß nicht, was man mit anderen Christen als Christen anfangen sollte. Das religiöse Leben wird als etwas zutiefst Privat-Persönliches angesehen, und zwar mit Recht; aber so eng kommuniziert man kaum mit jemandem. Man interessiert sich höchstens für die Rollenerfüllung. Der andere ist interessant als Glaubensgenosse, d. h. als Mitglied der Gruppe, nicht als gläubiger Mensch. Man kann natürlich auf die Gebote Christi hinweisen, aber da befindet man sich bereits in einem Kreis. Man ist nicht genügend motiviert, um sie gerade hier in ihrer Tragweite zu befolgen; es fehlt am klaren Gruppenkonsens, an dem man sich meist ausrichtet, der sie als dringend erscheinen ließe; die weltanschaulichen Argumente ziehen in der heutigen Situation nicht, und da es solche von Grund auf christliche Gemeinschaften recht selten gibt, so kann ihre Güte kaum jemand unmittelbar erfahren.

Der einzige Weg zu offener Kommunikation

Es müßte zunächst mit einer Aufklärung begonnen werden, d. h. daß man immer wieder unser Gruppenverhalten unter die Kritik des Evangeliums nimmt, in der Hoffnung, daß es doch jemand geben wird, der die Ohren zum Hören habe. Auch die Apostel haben mit diesen Problemen in der Urgemeinde zu tun gehabt, obwohl sie sie dann in „administrativer“ Weise behandelt haben (Apg 6, 1—6).

Man müßte lernen — es sind hie und da gewisse Ansätze vorhanden —, daß der andere Mensch nicht erst dadurch zu jemandem wird, daß wir ihn mit einem Gruppenabzeichen belegen. Wir alle spielen unsere Rollen in der Gesellschaft, auch in der Kirche, und verbergen uns dahinter, da die Gesellschaft kein Interesse an Personen, sondern an Rollen hat. Das genügt scheinbar zur Entwicklung des täglichen Lebens, aber es läßt wichtige Teile des Menschen vereinsamt und ungenützt. So wird die innere Landschaft des Einzelnen oft vor ihm selbst verschüttet und verborgen, da er dafür keine Annahme bei den anderen findet. So wird auch das Verhältnis zu Gott

meist als ein Rollenspiel aufgefaßt, was zu Verdrängungen und Verstellungen führt. Erst ein Durchbrechen der Rollen- und Etikettierungsschranken könnte diesen inneren Reichtum — und jeder hat ihn — befreien und dem Menschen die Kommunikation auf der ganzen Breite des eigenen Seins samt allen seinen Fragen ermöglichen. In diese Richtung zeigt das Evangelium, und es ist nicht umsonst, daß die engen Familienbeziehungen als Paradigma des künftigen Reiches herangezogen werden.

Es gibt natürlich echte Probleme der Gruppen, Stände und Nationen, aber sie müßten im christlichen Bereich mit christlichen Prinzipien gelöst oder zu lösen versucht werden, und man dürfte nicht die Probleme der kirchlichen Anhängerschaft durch Anlehnung an fremde Gruppenenergien oder durch den unbedenklichen Gebrauch des natürlichen Gruppenverhaltens zu lösen versuchen. Der Zweck der Kirche ist nicht in erster Linie, die Gruppen zu erhalten oder sich selbst als Gruppe zu behaupten und zu vermehren, sondern dem bedürftigen Menschen — und wer ist nicht irgendwie bedürftig? — das Heil zu bieten. Dafür müßte man aber lernen, ihm dort zu begegnen, wo er mehr ist als nur ein Teil einer Gruppeneinheit.

Ivo Fürer

Kirche in Europa

Die Kirche in Europa — das ist eigentlich die Kirche, die den Papst als Patriarchen des Abendlandes an der Spitze hat — muß sich als eine Kirche eigener Art und besonderer Aufgaben neben den Kirchen anderer Kontinente erst entwickeln. Man braucht nur an die Fragen des Tourismus und der Gastarbeiter zu denken, um deutlich zu machen, was eine „Kirche in Europa“ auch für die Basis bedeutet. red

Bedeutung der Zusammenarbeit

Durch viele Jahrhunderte hindurch waren (römisch-katholische) „Weltkirche“ und